



Niederdeutsches Heimatblatt

Nr. 2.

Beilage der „Nordwestdeutschen Zeitung“.

1921.

Am Dahlemer See.

Der Wind strich regenschwer durchs Rohr
Und trieb gen Norden unsern Kahn,
An schwarze Ufer stieß er an,
Da standen wir im wilden Moor,
Begrüßt von keinem Verchenmunde
Auf stummer Urwelt leistem Grunde,
Den schon die Heide weit und breit
Bedeckt mit braunem Sterbtleid.

Bis fern zum bleichen Hügelrain
Kein Busch noch Baum, der Wurzel sucht
Im Reich, das einsam sich verflucht,
Zu modern unter Lebenshölle!
Wohlt kann dem Starken jeden Willen
Die Schöpferin Natur erfüllen,
Doch was sich selbst zur Wüste macht,
Versinkt in ew'ge Dämmernacht.

Nur einer löst den schweren Bann
Von dieser Stätte, dumpf und tot,
Er, dem das frohe Morgenrot
Der tät'gen Liebe strahlt voran.
Ans Werk, du Sohn der Heimerdel!
Mit Pflug und Spaten sprich dein Werdel!
Dann grünt verjüngt die tiefe Flur,
Dann weicht von ihr des Todes Spur!

Wilhelm Wolff.

Altluneberg.

Von

Studienrat Th. A. Schröder, Geestemünde.

Unsere engere Heimat ist arm an Denkmälern bildender Kunst. Große Kunst ist fast garnicht vorhanden; was die Dörfer in der Marsch und auf der Geest an Kunst überhaupt bieten, ist entweder Bauernkunst, wie die Häuser, oder abgeleitete Provinzialkunst, wie die Kirchen. Die Dörfer mögen selbst noch so mauerisch wirken — wie sehr sie das tun, dafür haben auch denen, die diese Schönheit noch nicht sahen, seit 25 Jahren die Wortsprache der Augen geöffnet —, wer ältere Kunstwerke dort sucht, muß sich fast ausschließlich an die Kirchen halten. Selten, daß neben der Dorfkirche noch ein besonders großer und als Bau bedeutender Hof die Aufmerksamkeit fesselt.

Das ist aber der Fall in dem kleinen Altluneberg: es hat eine eigenartige Kirche und in dem Oldenburger Hof zugleich einen bedeutenden Profanbau. Beide Bauten unterscheiden sich zudem wesentlich von dem in unserer Gegend Geläufigen.

Das Haus wirkt einmal durch seine Größe, die Mächtigkeit der Eichenpfosten, die Breite der Anlage und die Höhe des tief herabhängenden Strohdaches. Vor allem aber: Wohn- und Wirtschaftsbau sind getrennt; der der Straße abgewandten Seite des Langhauses ist ein zweites, und zwar zweistöckiges Wohnhaus vorgelagert, dessen First senkrecht zu dem des Haupthauses steht. So ergibt sich eine im Grundriß T-förmige Anlage. Ausgezeichnet ist der Wohnbau durch die gut erhaltenen, prächtig gelegten Ziegelfachwerkwüllungen. Ursprünglich besaß dies Querhaus im Erdgeschoß einen großen Saal, der erst in diesem Jahre zu mehreren Zimmern umgebaut ist; bei der Gelegenheit ist auch an der Ostseite eine mit Wappen, Namen und Jahreszahl ge-

schmückte, tiefbogige Tür zugemauert worden. Das Haus entstammt dem Anfang des 17. Jahrhunderts.

Es liegt frei und beherrschend auf der Geesthöhe gerade da, wo sie nach dem Tal der Geeste und dem Altluneberger See zu abfällt. Es ist der letzte von drei adeligen Höfen und gehört jetzt zum Rittergut Altluneberg. Gerade in dieser Gegend der Geest gab und gibt es ja eine ganze Reihe ursprünglich adeliger Sitze: Berghövede, Logstedt, Düring, Freschluneberg und Frelsdorf. Dem Umstand, daß dort Adelsgeschlechter ansässig gewesen, verdankt auch die an sich so außerordentlich bescheidene Kirche zum größten Teil ihre Besonderheiten, vielleicht ihr Dasein überhaupt.

Die Kirche fällt zunächst dadurch auf, daß sie nicht in der West-Ost-, sondern in Nord-Süd-Richtung gebaut ist. Während sonst unsere Kirchen, — vgl. die Geestendorfer Marienkirche ohne die neueren Zutaten, — meist aus behauenen oder unbehauenen Granitfindlingen und Ziegeln massiv gebaut sind, ist diese ein Fachwerkständerbau; während die Regel sonst ist: abgesetzter Turm (oft noch daneben besonderer Glockenturm), breiteres und höheres Gemeinde-, schmaleres und niedrigeres Chorhaus, ist hier der Grundriß ein einfaches Rechteck (allerdings mit zwei seitlichen Anbauten für die Emporenaustritte): ein Dach umschließt den ganzen Kirchenraum. Das Turmchen wächst über der Nordfront dachreiterartig aus dem Dach heraus, gleichfalls in Fachwerk; sein Helm ist geschindelt, wie es im weiten Umkreis nur noch bei der Kirche zu Berghövede der Fall ist. Der Chorschluss ist, wie fast immer bei uns, gerade. An seiner Außenseite ist eine kleine Sonnenuhr angebracht.

Der Eindruck des Innenraumes ist bei aller Aermlichkeit freundlich-anheimelnd. Die flache Holzdecke wird von vortretenden Balken getragen; alles Holzwerk ist eichen und nicht gestrichen. Der mit roten Ziegeln gepflasterte Boden hat im Mittelgang und vor dem Altar zwei große Steinplatten, deren eine in großer lateinischer Schreiftchrift (Rococco) die Aufschrift trägt: „Dieses ist der uhralten adelichen Geschlechter der Bicker und von Oldenburg Leichstein.“ Denkbar einfach ist das Gestühl. Es besteht nur aus schmalen, 20 Zentimeter breiten Bohlen, die mit einem Ende in die Außenmauern eingelassen sind und nach dem Gang zu in einer Bankwange ruhen. Als Rücklehne ist ein zweites, 10 Zentimeter breites Brett senkrecht darüber befestigt — ein geruhssamer Kirchenschlaf ist da nicht wohl möglich. Die Bankwangen, alle ein wenig schief stehend, sind alle verschieden geschnitten und haben oben eine Vertiefung zur Aufnahme einer Kerze.

Nur die vordersten Bankreihen rechts und links verdienen eigentlich den Namen Gestühl. Es sind, ebenso wie die beiden Emporen zu Seiten des Altars, die Stühle der Familien Bicker und v. Oldenburg. Und hier ist auch reichlicher Schmuck vorhanden. Unten im Schiff schließen Türen die Stühle ab; den oberen Teil bildet hölzernes Gitterwerk; die Wangenköpfe sind mit Barocksnitzereien versehen. Die Türen weisen reizvolle Flachsnitzereien in Renaissanceformen auf. Und immer wieder lehren die Wappen der Bicker (quergeteilter Schild, umgeben von einem Rand mit Kugeln; Helmzier: zwei Büffelhörner) und der Oldenburg (ein aus dem Walde hervorspringender Hirsch). Dazu die Inschriften: „Dit is der Bitter ir Gestulte“, oder: „Claus und Luder Bickers Erben Megde Gestulte.“ Sämtlich entstammen sie der Mitte des 17. Jahrhunderts. Älter ist nur ein Bickersches Wappen: Luder Bicker 1550 — es scheint aus einer älteren Truhnenwand dorthin übernommen. Das Emporenschnitzwerk ist reicher und stärker vortretend: „Jogim von Oldenborch — Frede Bickers Anno 1637“ und „Joachim von Oldenburg, Bremischer Landrath 1697“. Neben den Manneswappen

die der Frauen: Isae Anna von Brobergen, Sophia Margareta Fresen, Friede Harringa, Anna von Mandelsloh.

Berriete nicht schon der Titel des einen Oldenburg die Beziehungen zu Bremen, so würde es eine Stileigentümlichkeit sein. Das Bremer Rathaus weist an seinen Hausteinen und den geschnitzten Treppen und Tafelungen einen eigentümlichen ohrläppchenartigen Schnörkel auf, der überall, wo sich Bremischer Einfluß geltend macht, in Architektur und Hausgerät wiederkehrt, so daß man geradezu von Bremer Ohrmuschelrenaissance spricht. Dies Stilmerkmal erscheint auch hier.

Am kunstlosesten und dürftigsten sind die beiden Dinge, die am ehesten Anspruch hätten, durch künstlerischen Schmuck hervorgehoben zu werden: die von einem Schalldeckel überragte Kanzel und der weißgestrichene Altaraufbau von 1635 mit seinem Abendmahlsbilde. Aber sie passen in das Gesamtbild. Nicht mehr in der Kirche befindet sich die Taufe; sie ist als Leihgabe der Kirchengemeinde Altluneberg ins Geestemünder Morgenstern-Museum gewandert, soll aber hier nicht übergangen werden. Wie so vieles in dieser Kirche ist der Anteil, den sie fordert, wesentlich genealogisch-heraldischer Art. Sie ist aus Holz, grün gestrichen und hat die Form einer achteitigen Säule, auf einen Fuß gestellt und bedeckt von einem gleichfalls achteitigen geschweiften Deckel, dessen Kanten oben spiralförmig umgebogen zusammenstoßen. Das Mittelstück wird durch eine umlaufende Leiste in einen längeren unteren und einen kürzeren oberen Teil gegliedert, so daß 16 Felder entstehen. Jedes enthält farbig gemalt das Wappen einer Adelsfamilie der Gegend, v. Werabe, Bremer, v. d. Lieth usw. Vermutlich sind es die Ahnen der Stifterin, die sich in der Aufschrift nennt: Maria Marschall Adolf v. Brobergen eheliche Hausfrau hat diese taufe der Kirchen zum Gedächtnis vorehret anno Christi 1640.

Ganz ungewöhnlich für unsere Gegend ist ein Totenschild, wie solche oft in Menge Wände und Pfeiler der großen deutschen Dome schmücken. Es ist gemalt und gerahmt, quadratisch über Eck gestellt und zeigt in einem Lorbeerfranz das Oldenburgische Wappen. Die Umschrift lautet: Songrow Anna Sophia Oldenborch obit (gestorben) 16. Juni 1652.

Die Kirche selbst sagt nicht, wann sie gebaut ist. Auf dem Balken über der Seitentür steht neben nicht mehr zu entziffernden Namen die Jahreszahl: Anno 1632. Das braucht sich nicht auf das Ganze zu beziehen, paßt aber gut zu den Daten der Inneneinrichtung, und viel älter wird der Bau in seiner jetzigen Form auch nicht sein. Aus dieser Zeit stammen jedenfalls die schweren großen Mauersteine, die sich in mehreren Fachwerkfüllungen erhalten haben. Die vorherrschenden schmalen Ziegel sind jünger; sie gehören der Wiederherstellung an, an die die Inschrift über dem Haupteingang erinnert: Restaurata Anno 1751.

Oft ist das Bild solch alter Bauten entstellt durch wohlgemeinte, aber übergeratene Wiederherstellungen oder häßliche neuere Zutaten. Es kommt ja gar nicht darauf an, daß man Verfallendes möglichst „stillest restauriert“. Die früheren Zeiten, die noch einen eigenen Stil besaßen, d. h. in eigenen Formen etwas zu sagen hatten, haben stets in ihren Formen gesprochen, und es geht meist gut mit dem Älteren zusammen, wenn sie besserten oder zusetzten. Wir haben diese Sicherheit verloren und sind erst auf der mühsamen Suche nach einer Form, die unserem, ach, so zerrissenen und zusammengefügten Inneren entspricht. Das soll nicht heißen, daß wir uns jeder künstlerischen Neuerung zu enthalten hätten; eine Kirche ist kein Museum, nur der Lebende in ihr hat Recht. Aber wenn wir ändern, sollten wir sehr behutsam sein, das gute Alte schonen und bei unseren Änderungen schlicht und wenigstens materialrecht bleiben. Da hat über dem Altluneberger Kirchlein ein guter Stern gewaltet; das wenige Störende ließe sich leicht beseitigen: etwa wenn in ein geschnitztes Eichengefüß eine rohe Lantentür eingehängt ist mit einer Eisentrampe, die über die Schnitzereien geschlagen ist, oder wenn die Namensliste Schrift und Wappen der Empore verdeckt, oder endlich die scheußlichen Warenhauskronenleuchter — man vergleiche sie einmal mit den schweren Messingleuchtern auf dem Altar. Der Gesamteindruck bleibt einheitlich, und erfreulich ist, wie gut sich ihm die steinerne Gedenktafel für die im Weltkriege Gefallenen einfügt.

Die Böttcherstraße.

Ein Stück Alt-Bremen.

Von

Wilhelm Schaunhorst, Bremen.

Der auswärtige Besucher mag manchen Bremer auf dem Marktplatz nach der Böttcherstraße fragen, ohne von diesem eine Auskunft nach deren Lage bekommen zu können, und doch ist diese Straße in kunsthistorischer Hinsicht eine der interessantesten und im übrigen dem Fremden leicht erreichbarsten Bremens.

Ihr Name wird (nach dem Bremischen Urkundenbuch II, 176) zuerst im Jahre 1317 als „Hellingstraße“ genannt. Später erscheint sie dann als Helling- oder Böttcherstraße (1374), wohl nach den dort ansässigen Böttchern, d. h. Fäßbindern. Die Bezeichnung Helling oder Helling ist ja besonders uns Norddeutschen als Helgen oder Grundholz, auf dem die Fässer und Schiffe beim Bau aufliegen, nicht unbekannt.

Von der Martinistraße, ungefähr gegenüber dem schönen, die Jahreszahlen 1587, 1648 und 1728 tragenden Hause

der Firma Roselius & Co. und den Pacht Häusern an der Ecke des malerischen Martinikirchplatzes, treten wir in die enge Böttcherstraße zwischen hohen Kontor- und Lagerhäusern ein. Aber gleich schon wird unser Blick durch ein Stück Mittelalter angezogen. Wo die Straße, einen Knick machend, sich zu einem kleinen Plätzchen erweitert, steht eine Gruppe alter, ansehnlicher Pacht Häuser, und auf das schönste und älteste, dessen rote Ziegel im hellen Sonnenschein leuchten, laufen wir geradeswegs zu. Wie gleich die bunte Anordnung der Fenster mit ihren grünen Läden und den in Blei gefaßten Buzenscheiben erkennen läßt, handelt es sich um einen grauen Zeitgenossen unserer mittelalterlichen Vorfahren. Um einen grauen Zeitgenossen allerdings nur dem Alter, nicht dem Ansehen nach, denn der Besucher fühlt beim ersten Anblick: Hier hat eine liebende Hand erhaltend eingegriffen.

Ein hohes, grün gestrichenes Doppeltor steht zwischen zwei kräftigen, jayon gegliederten und verzierten Sandstein-Pfeilern. Ueber den Torflügeln lesen wir, in weißen Lettern eingeschnitten: „WOL GOTT WORTWORT DE HEST WOLGEBORDET.“ 1588.

Auf den Torpfeilern ruht ein hoher Sandsteinbogen, und über diesem bauen sich die Ladeluken mit ebenfalls in freundlichem Grün gestrichenen Türen bis zu der unter einem recht wind-schiefen Dache hängenden Birde auf. Drei hohe Fenster neben dem Torbogen fallen uns auf. Sie zeigen, wie auch einige der übrigen Ausluchte, kleine alte, in reichen Farben leuchtende Glasmalereien, Ansichten von Bremen, Familienwappen, Initialen und kleine mittelalterliche Figuren. Gehen wir, dem Knick der Straße folgend, um das Haus herum und versuchen, einen Blick in die hier etwas tiefer liegenden Fenster zu werfen, so tut sich uns ein geheimnisvolles Reich auf. Man sieht einen Teil einer alten Ritterrüstung und altes Zinn- und Kupfergeschirr. Also auch drinnen scheint die ganze märchen- und sagenumwobene Welt des Mittelalters noch lebendig zu sein.

Das lockt mit unwiderstehlicher Gewalt hinein. Ich kehre wieder zum Hauptportal zurück. Zögernd trete ich an den mächtigen, gelbleuchtenden Messingklopper heran, der bei unseren Vorfahren die Stelle der Hausglocke vertrat, ergreife schnell entschlossen den Türgriff — eine hellblinkende Messingfaust, die einen Stab hält — und öffne das Tor. Eine Glocke ertönt. Im Windfang erblicke ich durch das grün und weiß gestrichene, schön geschwungene Sparrenwerk der Fensterwand einen unerwarteten Reichtum. Ich trete in eine Vorhalle ein. Rechts, gleich neben dem Windfang, ist ein kleines Zimmer eingebaut, dessen Tür und großes Fenster zu dem Vorraum hinausgehen. Feine Vorhänge verwehren einen Blick durch die kleinen Scheiben. Hinter dieser Stube, wohl das ehemalige Kontor des Kaufherrn, führt in einem etwas dunkleren Winkel eine Treppe zu einem Hängeboden hinauf, der auch nach links vor der hinteren Wand der Vorhalle hinläuft. An der reich geschnitzten Brüstung dieses Hängebodens, den man übrigens in vielen alten Bremer Häusern noch vorfindet, öffnet sich eine Tür, und ein junger Mann erscheint oben, von dem ich mir die Erlaubnis zur Besichtigung dieses Hauses hole. Durch die bunten Fensterscheiben wirft die Sonne farbige Lichter in den Raum, in dem die stille winkelige Behaglichkeit aus der Zeit seiner Entstehung lebt. Die Wände sind zum Teil mit einer warmen Täfelung bekleidet, auf deren Gesims eine große Zahl alter Leuchter, Lichtscheren, Rannen, Kessel, Teller und dergleichen mehr in natürlicher Ordnung und sauber gepußt aufbewahrt steht. Ueber dem Ramin ragt drohend eine Rittergestalt empor, und zum Teil recht alte, künstlerisch wie historisch interessante und wertvolle Bilder und Stiche, Landschaften und Persönlichkeiten aus dem alten Bremen, bedecken die Wände. Es ist nicht möglich, all die Einzelheiten, die sich in dieser Vorhalle wie in den übrigen Räumen finden, hier zu beschreiben. Jedenfalls zeigt jedes Stück außer seinem kulturhistorischen Wert durch seinen Zustand und die Art seiner Einordnung, daß es mit viel Liebe und Verständnis hier aufbewahrt worden ist. An Einzelheiten sei nur noch ein mächtiger, runder Eichentisch in einem der hinteren Zimmer erwähnt. Der mittlere Teil seiner Tischplatte ist eine drehbare Scheibe, die es erübrigt, die Speisen an dem Tische herumzutragen. Die Schüsseln und Schalen kommen vielmehr auf dieser Drehscheibe zu jedem der Tischgenossen der Reihe nach heran. Ein charakteristisches Stück aus einem nach „wunderbaren“ Dingen haschenden Zeitalter. Ganz oben im Hause ist ein Atelier für den Kunstmaler Müller-Scheefel, einen Verwandten des Besitzers dieser reichen Schätze, des Bremer Kaufmanns und bulgarischen Konsuls Roselius, eingerichtet.

Verfolgen wir nun den übrigen Teil der Böttcherstraße. Durch Heimatliebe und Kunstfinn eines bremischen Kaufmanns, durch die Schaffensfreude und das Können bremischer Maler und wohl auch durch den Glauben der Bewohner dieser kleinen Rohlhöckerhäuser an diese Männer ist hier ein Stück des alten Bremen erhalten, gepflegt und verschönert worden. Mit vieler Befriedigung konnte man, wenn man in den letzten Monaten und Wochen häufiger die Straße passierte, sehen, wie hier einer der malerischsten alten Winkel Bremens neu entstand. Um Luft und Licht zu schaffen, mußten die Häuser der linken Straßenseite fallen. Die damit verschwundene, uralte Fischräucherei ist als historisches Altertum im Fodermuseum wieder aufgebaut. Das sich an das vorher beschriebene Pacht haus anschließende Gebäude war eine alte zerfallene Bude mit einem recht altersschwachen Aufbau. Dieser ist beseitigt, und das Haus wirkt jetzt mit seinem

frischen gelblichen Fuß und den grün gestrichenen Fensterrahmen in seiner anspruchslosen Schlichtheit so schön wie sein großer Nachbar — nur in anderer Art.

Auch die folgenden beiden Siebelhäuschen sind so altstädtisch hieder wie die darin wohnenden Rohlhöckerleute, die täglich auf dem nahen Marktplatz ihre Gemüse verkaufen. Besonders das Haus Nr. 9 ist, nachdem Handwerker es recht freundlich herausgeputzt hatten, von dem Kunstmaler Müller-Scheeßel auf den roten Siebelfeldern zwischen dem blauen Gebälk mit recht dekorativ wirkenden Blumen verziert worden.

Das Haus „Hinter dem Schütting“, das letzte schlichte Gebäude, steht mit der einen Seite an der Böttcherstraße, mit der Hauptfront an der Straße „Hinter dem Schütting“. Vom Marktplatz aus erkennt man es schon, wenn man die Schüttingstraße hinuntergeht, an dem Aushängeschild mit den darauf gemalten Schinken und Würsten. Früher war hier ein primitives Tanzlokal, in dem es manchmal ziemlich bewegt herging. Jetzt ist dieses alte, seine kleinen Nachbarn in der Böttcherstraße an Umfang weit überragende Gebäude mit Mitteln des schon oben genannten Bremer Kaufmanns und mit Hilfe von Bremer Malern in eine Kunstschau umgewandelt worden. Die Kunstausstellung im oberen Saale, der mit seiner altertümlichen, weißgestrichenen Musiker-Empore ein etwas festliches Gepräge hat, zeigt Ölbilder, Aquarelle, Graphiken und kunstgewerbliche Arbeiten aller Art verschiedener heimatischer Künstler. Im oberen Teile des Hauses liegt noch ein Atelier des Malers Theodor Herrmann. Im Untergeschoß aber ladet eine recht gemütlche Kneipe zur Erholung ein. Die große Halle mit den eichenen Holzpfählen und den schlichten Wörpsweder Bauernmöbeln macht einen gediegenen Eindruck. Die Einrichtung ist wohl mit besonderer Absicht so einfach gehalten, um die Aufmerksamkeit auf die Wände des Raumes zu lenken. Diese sind nämlich von Theodor Herrmann mit einer modernen, aber doch naiv und altertümlich anmutenden Malerei bedeckt worden. Zwischen reich verstreuten, bunten Blumen sind recht drollige, volkstümlich humorvolle Einfälle auf die Wand gebracht, von denen ich nur die Künstlerrede hier besonders hervorheben möchte. Der Uebergang zu ihr von den übrigen Gruppen und Gestalten bilden recht verlockende Darstellungen aus dem Schlaraffenland, deren Mittelpunkt eine Altweibermühle ist, aus der ein stämmiger Bursche lauter hübsche Jungfräulein herausmahlt. Profige, Bilder besetzte Kunstmacene, malende Weiber und Jünglinge in komischen Situationen führen uns schließlich zum Schutzpatron der Maler: St. Lucas steht in Kutte und Heiligenschein, eine mächtige Brille auf der Nase, mit Pinsel und Palette in der Hand, vor einer Staffelei, und auf den zwischen Blumen lustig herum flatternden Bändern steht geschrieben:

Den Künstlern wird einst reicher Lohn,
St. Lucas ist ihr Schutzpatron.
St. Lucas schau schon diesseits drein,
Man wird nicht fett vom Ruhm allein!

Wer einmal in monderhellster Nacht, vom Ratskeller kommend, durch die Schütting- und dann durch die enge Böttcherstraße geht und diese würdigen alten Bauten im Silberlichte verträumt daliegen sieht, erlebt hier wirklich ein Stück alter Zeit — dank der Heimatliebe eines bremischen Kaufmanns und tüchtiger bremischer Künstler — in neuem und doch so echtem Gewande.

Dat Behr to Lee.

Von
Lehrer H. Schröder, Lehe.

Wenn man von Lehe die Landstraße nach Geestemünde hinausgeht, trifft man bald den im Jahre 1913 errichteten Franzosenstein. Der Straßendamm führt hier durch eine Niederung, die durch ihren Schilfwuchs als das Bett eines alten Flußlaufes kenntlich ist. Vor 30 Jahren, als die Geestebegradigung noch nicht durchgeführt war, sah es hier ganz anders aus. Damals war an der Stelle des Schilffeldes noch blankes Wasser, das in der Geesteschlinge mit der Hafentuhle in beträchtlicher Breite dalag und Raum bot für auf- und niederfahrende Schiffe und eine vielbesuchte Badeanstalt, den „Schwarzen Walfisch“ am Südufer der „Kuhle“.

Wo jetzt der Straßendamm liegt, führte eine lange Holzbrücke über den Fluß, die „Franzosenbrücke“, die in ihrem Namen wie jetzt der „Franzosenstein“ die Erinnerung an die Erhebung gegen die Fremdherrschaft im Jahre 1813 lebendig hielt. Als das Gefecht am 25. März j. J. gefochten wurde, war die Brücke noch eine Zugbrücke, deren Hälften nach beiden Ufern aufgezoogen werden konnten. Daß die Brücke damals nicht abgebrochen wurde, war verhängnisvoll für die Aufständischen, da infolgedessen den Franzosen ein schneller Uebergang über den Fluß möglich, den Aufständischen aber die Gelegenheit, sich zu halten und später zu entkommen, beschränkt war.

Dort, wo der Franzosenstein steht, lag auf einer Wurt das Haus des Brückenwärters und Zolleinnehmers. Er besorgte das Öffnen und Schließen der Brücke, die Erhebung des Brückenzolles und den Ausschank eines labenden Trunkes an Fuhr- und andere durstige Leute. Vom Brückenzoll waren die Fleckensbürger, weil sie jährlich ein Gewisses gaben, befreit; wegen der Gebühren für das Öffnen und Schließen der Brücke beim „Paß-

und Repassieren“ eines Schiffes lagen sie mit dem Brückenwärter oft in langwierigen Rechtshändeln, die Berge von Akten in der Fleckensregistratur anhäuften.

Bis 1751, in welchem Jahre die erste Brücke gelegt wurde, war an ihrer Stelle eine Fährre, das berühmte „Behr to Lee“. An der „Fährleine“ fuhr der Fährmann seinen Prähm über den Fluß, Menschen, Vieh und Wagen von einem Ufer zum andern befördernd. Der Inhaber der Fährre, wie auch der späteren Brücke, war die Landesherrschaft, die sie an einen Unternehmer mit allen Rechten und Pflichten verpachtet hatte. An diese Fährre scheint sich allerdings erst spät die Landesherrschaft als an ein ihr zustehendes „Flußregal“ erinnert zu haben; denn noch 1451 finden wir sie im Besitze einer Leher Familie, nämlich in der des Lütkenen Bolen, dessen Witwe in diesem Jahre „dat halve Behr“ der Stiftung „Unser lieben Frauen“ in Lehe schenkte. So kam es, daß die Kirche in Lehe bis 1858 20 Viertel Gerste von der Fährre (Brücke) bezog, die das kgl. Finanzministerium im genannten Jahre für 210 Rthlr. 5 Groschen ablöste.

„Dat Behr to Lee“ hatte einst noch eine ganz besondere Bedeutung; es war eine altberühmte Dingstätte, die namentlich von den Wurstern gern besucht wurde. Als Erzbischof Christoph die Wurster in den Jahren 1517 bis 1525 überwältigt hatte, da heißt es in ihren Urkunden wiederholt, daß künftige Auseinandersetzungen zwischen dem Landesherrn und ihnen auf der Fährre zu Lehe oder bei dem Bickentkreuze zu Fickmühlen (Kreuz des heiligen Victor?) verhandelt werden sollen. Der Ruhm der Dingstätte ging aber weit über die Grenzen Wurstens hinaus. „Dat Behr to Lee“ wurde im Jahre 1503 das Ziel von Männern, die aus Ostfriesland, Wursten, Ditmarschen und den Hansestädten kamen. Es waren die Vermittler des Friedens zwischen dem Erzbischof Johann und dem Grafen Edzard von Ostfriesland, deren Werk vom 10. Juli noch einmal für kurze Zeit die Freiheit Butjadingens rettete. Im Jahre 1514 erlag das tapfere Bauernvolk dem Angriffe des Welfenfürsten an der Hartwarder Landwehr, mit seiner Niederlage das künftige Schicksal des Landes, die Zugehörigkeit zu Oldenburg, begründend.

Ueber die Vertlichkeit der berühmten Dingstätte ist nichts Genaues bekannt. Vielleicht lag sie auf dem im alten Leher Meßbuche genannten „gronen blynke na der verbode“. Aber auch die Lage dieses grünen Blinkes ist nicht festgestellt, nur so viel weiß man, daß er am Saatsfelde in der Nähe des Fährhauses lag. Vom Namen „Grüner Blink“ ausgehend, denkt man zunächst an den „Blink- oder Brinkkamp“, den Marktplatz vor der Oberrealschule, auf dem von 1588 an die Leher Freimärkte abgehalten wurden, aber die Bestimmung „na der verbode“ trifft wohl kaum auf ihn zu.

Ein Besuch an der „Waterkante“.

Eine Skizze von der Wurster Küste.

Von

Früh Husmann - Lehe.

„Ferien- Welch belebendes Wort für jeden Muß-Stubenhocker! hinaus aus dem dumpfen Stadtgetriebe in die freie Natur! Welch köstlicher Genuß, einmal wieder frei und tief aufatmen zu können!“

Das war der Gedankeninhalt des Briefes meines Magdeburger Betters, wobei dieser seinen Besuch bei mir an der „Waterkante“ ankündigte. Der von mir mit Sehnsucht erwartete Empfangstag war gekommen, und mit höherschlagendem Herzen durfte ich endlich mal wieder nach jahrelangem Getrenntsein meinen alten Jugendfreund begrüßen.

Es war ein sonnig-heller Juli-Nachmittag, als ich meinen Better von dem von meiner Wohnung eine Stunde entfernt liegenden Bahnhof Cappel-Midlum (an der Eisenbahn Geestemünde-Cuxhaven) abholte. Bald nach der Begrüßung kamen Lobes- und Bewunderungsworte über seine Lippen: „Nee, so schön harr id mi dat hier denn doch nicht dacht! Wat för Gras! Wat för Beetten! Wat för Beeh!“

Bald führte uns unser Pfad über saftige Wiesen, bald über üppige Weizenfelder. Hin und wieder begegnete uns ein still und nachdenklich seines Weges gehender Bauersmann — ein echter Marschensohn! Man sieht's ihm gleich ab: er ist anders „getacht“ als der „Oberländer“. Der Gruß, den er uns heut, ist kaum vernehmbar. Still und schweigsam im Sprechen und nachdenklich und vorsichtig im Handeln; aber groß, stattlich und markig im Körperbau und fest und sicher im Auftreten — das ist der Bewohner des Wurster Landes.

Wir sind an unserm Ziel. Dicht vor uns der große Nordsee-deich — das Riesenwerk des nimmermüden Friesenstammes — und in ein paar hundert Meter Entfernung dahinter das bewegliche endlose Meer!

Die Tage vergehen. Früh morgens finden wir uns zusammen auf dem Deich, um die am fernen Horizont aufsteigende Sonne zu begrüßen. Herrlich, zu schauen, wie das noch still träumende Meer von den immer höher kommenden Sonnenstrahlen weithin beleuchtet und zum Leben geweckt wird!

Dann wieder fesseln unsern Blick die großen Herden des grasenden Viehes: breite, fette Milchkühe, große, starke Ochsen und Stiere, schlank, vollblütige Pferde und echt-friesische, dick-

wollige Marschschafe in friedlichem Beisammensein und Durcheinander auf dem „Butendiel“, dem zuletzt angeschwemmten Wiesenland zwischen Deich und Meeresufer.

Jetzt fort an den nahen Strand! Es ist Ebbe. Schnell die Schuhe und Strümpfe abgetan und hinauf aufs Watt! Man muß sich wirklich wundern, wie fest der Boden ist!

Raum, daß die Fußspuren zu sehen sind; mehr dringt man nicht ein. Man fühlt sich sicher wie auf einer ebenen Lehmdele und ahnt kaum, daß noch wenige Stunden vorher das Watt vom Meere beherrscht wurde.

Unzählige Muscheln tauchen vor unsern Augen auf. Dort angelangt, sehen wir, daß hier ein „Priel“ durchfließt, als wäre es ein kleiner, argloser Fluß auf stiller Aue. Stundenweit dehnt sich die dunkle, stille Ebene aus. Nur in ganz weiter Ferne gewahren wir kleine bewegliche Punkte. Es sind „Knatfischers“, die dort in einem größeren „Priel“ die beliebten Krabben oder „Knat“ (Granat) fischen. Früh schon, mit Beginn der Ebbe, sind sie barfuß, in allerlei bunte Lappen und Lumpen eingehüllt, mit ihren „Wichelförben“ (Weidentörben) an der „Dracht“ und der „Knat-zell“, die sie hinter sich herschleifen, hinausgezogen, um den an der „Waterkante“ so begehrten „Knat“ heraufzuholen.

Weiter seitwärts sind andere — meistens Mannsleute — beim „Buttpetten“. Der schmuckhafte Buttisch verkriecht sich bei Ebbezeit im Grund der seichten „Priel'n“. Mit den bloßen Füßen „petten“ daher die Fischer vorsichtig und prüfend auf dem schlüpfrigen Meeresboden umher. Sobald sie einen Butt unter'm Fuß fühlen, wird er mit der Hand hervorgeholt und in das mitgebrachte, um den Hals gehängte Säckchen gesteckt. Andere Butt-fischer haben die „Buttla“, ein Netz, das sie bei abfließendem Wasser in die „Priel'n“ hineinstellen, um die seewärts ziehenden Buttische damit abzufangen.

„Knat“ und „Butt“ ist für manchen Strandbewohner im Sommer die Lösung:

De Knat to fangen un Butt to pett'n,
Dat is jüst, wat wi mögen,
De Knat-zell tehn un Buttla sett'n,
Is us een pur Vergnügen!

Unter den Kindern lebt der „Knat“ in folgendem Volksrätsel fort:

Gen Fijch, een Fijch, een wunnerlijken Fijch,
Twee Hörn vörn Kopp un een langen Stert,
Woevel Deene he hett, dat weet ic nich mehr!

Wer somit rechten Genuß von einer „Sommerfrische“ an der Waterkante haben will, der muß das Watt mit durchwandern und auch selbst mit hinausziehen auf den Granat- und Buttfang. Die Mühe wird durch den seltenen Genuß reichlich belohnt.

Aber noch ein anderes, nicht weniger seltenes Vergnügen sollte uns winken: eine Seehundjagd. Die Vorbereitungen waren getroffen. Wir vereinbarten uns mit vier Mann zu dem „Unternehmen“. Für die auf zwölf Stunden veranschlagte Seefahrt wurde der nötige Proviant von Schinken, Eiern, Salz, Butter und Brot in Körbe und Beutel gepackt. Auch Kaffeebohnen mußte jeder für seinen eigenen Bedarf mitnehmen.

Dann fort, eine halbe Stunde nach dem Dorumer-Tief zu. Hier lagen mehrere Küstenewer zur Abfahrt bereit. Zwei davon hatten das Ziel, auf Seehundjagd hinauszufahren. Bevor wir mit dem Kapitän der „Margaretha“ die Abfahrtszeit festgesetzt, wurde noch erst der Proviantraum des Ewers mit den nötigen Getränken beladen.

Dann ging's mit der Flut hinein in die See. Das Wetter war äußerst hold, ja zum Teil zu artig, denn auch nicht die geringste Brise mochte die Segel berühren. Der Kapitän und der Schiffsjunge (so waren wir also im ganzen mit sechs Personen) waren auch wenig erbaut davon; denn die Windstille trieb sie zur Benützung der Ruder. „Dat is nij“, meinte der alte bärtige Kapitän Hinnerk Harms, „dat bringt nij vörwärts, dat is Lepelspie“ (Löffelspeise) — un achter Lepelspie“ fitt keene Kraft gnog achter!“

Genug: mit Geduld kamen wir von der Küste immer weiter ab, bis wir schließlich die letzte Kirchturmspitze über den fernen Deich lugen sahen, und nun sahen wir bald nichts mehr als das Wasser um uns. „Watt's dat? Watt's dat?“ meinte schon jagdbegierig mein Onkel Hinnerk Blaud, als nicht weit vom Ewer weg ab und zu der Kopf eines größeren Tieres auftauchte. „Och, dat is man'n Lümmler, de is nij wert! Un wenn wi scheet't, denn maakt wi dor man blos de Hunn mit bange.“

Möven in verschiedenen Abarten umkreisten uns, ohne daß wir sie jedoch belästigen durften. Auch der Hunger machte sich bald bei uns fühlbar, denn „de See teert“. Der Kapitän kroch in seine Koje und machte auf seinem niedrigen Herde Feuer an, um Wasser für Kaffee zum Kochen zu bringen. Jeder von uns Mithührenden zog seine gemahlten Kaffeebohnen hervor, und bald begann das Frühstück, indem man den Ewer ruhig treiben ließ.

Die Mahlzeit war vorüber, und in weiter Ferne gewahrten wir „Knechtland“, der eine der größten „Sande“ vor der Wesermündung ist. Inzwischen war also Ebbe eingetreten; denn zur

Flutzeit sind auch die Sande überslutet. Jetzt hieß es Ausschau halten, ob man nicht auf den immer zahlreicher auftauchenden Sanden sich sonnende Seehunde entdecken konnte. „Upp Knechtland is nij“, belehrte uns unser Rapp'n, „wie föhrt wieder lants, nah Meiers Vigde, dor liggt'n ganze Vandel!“

Damit wird abgebogen. Und richtig: bald auch sehen wir dort die sich am Sande im Wasser tummelnden Hunde — zirka 30 bis 40 Stück. Aber, o weh! Je näher wir kamen, je mehr waren die schlauen Tiere in die Tiefe geflüchtet, um in einer für sie sicheren Entfernung wieder aufzutauchen. Am Sand wurde vor Anker gelegt, und alle sechs Mann verließen den Ewer. Ohne auch nur einen Laut abzugeben, bewegten wir uns halb kriechend, halb gehend weiter. Nun hieß es aufgepaßt und ruhig sein. Jeder legte sich auf den feuchten Boden nieder. Der Schifferknecht zog vorsichtig einen gelben Delmantel an und hoppste nun am Ufer herum, um die Bewegung eines alten Seehundes nachzuahmen. Dann und wann gab er auch mal einen eigenartigen, dem Bellen des Hundes ähnlichen Laut von sich. Ab und zu hob er auch mal den Kopf empor — und richtig, dort ließ sich ein noch junger, unerfahrener Hund betören; er kam auf ihn zu — immer näher — neugierig hin und wieder den Kopf aus dem Wasser gehoben, bis er endlich in Schußweite gekommen — Bums — bums! Und die Schüsse saßen. Triumphierend wurde die Beute mit einem Haken herbeigezogen. Das war ein junger fetter Hund, der unserem Kapitän wenigstens seine fünfzig Pfund Tran liefern konnte!

Damit war der Tag gelohnt, und die wieder eingetretene Flutwelle mahnte uns zur Rückkehr. Als Siegeszeichen wurde die kleine Schiffsflagge gehißt, und zurück ging's dem Strande wieder zu. Jetzt wurden die Schießübungen vom Ewer aus ohne weiteres fortgesetzt. Nach den noch häufig im Wasser auftauchenden Hunden wurde stets geknallt, aber ohne Erfolg, denn es ist schwer, vom Schiffe aus ein Tier zu erlegen. Auch ich nahm jetzt die Flinte und schoß nach leeren Flaschen, die in die Höhe geschleudert wurden. Aber ich mußte mich rein schämen, denn ich, der einzige gewesene Soldat der ganzen Gesellschaft, traf auch nicht ein einziges Mal, bis ich schließlich, unter dem Gelächter der übrigen, die Ursache entdeckte: nur mit Pulverhüllen hatte man mir die Flinte geladen! Dieser Hohn!

Dann wurden noch ein paar Möven erlegt und zum Andenken und Ausstopfen mitgenommen. Die Vorratskammer wurde zum Schluß vollständig geleert. Mein Magdeburger Vetter verhaßte noch einige Flaschen Gerstenfist und den Rest von einem halben Duzend Eiern — ohne das nötige Salz und Brot! Ja, für Hunger braucht man auf See nicht zu sorgen. Bei Sonnenuntergang kamen wir wieder im Dorumer-Tief an, und eine Menge von Männern, Frauen, Kindern und Grenzbeamten empfing uns, um uns zu unserem Jagdresultat zu beglückwünschen.

* * *

Die Sonne sank immer tiefer, und bald bedeckte die schweigsame Nacht den einsamen Strand:

Dat Water deelt Andacht un Swiegen,
Still lä sich de Wind un dat Wer,
So sachte treckt Slummer un Freedden
Hien öber dat drömerige Meer.

Dor flüggt een Tog sleeprige Möven
Un sett't sich to'r Rauh an den Strand,
De Sün'n zibbert fürrot an'n Heben
Un flimmert upp Watt un up Sand.

In Gold schimmert Himmel un Water,
Wietken strahlt de blichblanke Pracht —
Een langsam't Verzucken un Scheeden —
Un alles deelt Freedden un Nacht!

Beantwortung von Anfragen.

Kernlose Äpfel.

Anfrage: „Meine Frau und ich haben kürzlich einen Apfel verspeist, der weder Kerne noch Fruchtgehäuse enthielt. Kommen solche kernlose Äpfel öfter vor? Gibt es Berichte darüber in der einschlägigen Literatur? Für die Beantwortung dieser Fragen wären wir Ihnen sehr dankbar.“

Antwort: „Daß solche Fälle auch sonst schon vereinzelt in unserer Heimat vorgekommen sind, davon liefert ein kernloser Apfel im Morgenstern-Museum (Raum 7, Bort 23, Nr. 507) den Beweis. Das Stück wurde im Herbst 1910 aus Geestemünde eingeliefert. Der römische Schriftsteller C. Plinius berichtet uns in seiner 77 n. Chr. veröffentlichten „Naturalis historia“ (15, 51), daß bereits die Belgier eine besondere kernlose Art von Äpfeln („Mala spadonia“) kannten. Beiträge „zur Geschichte des kernlosen Apfels“ finden Sie veröffentlicht in der „Naturwissenschaftlichen Wochenschrift“ 1905, Nr. 46, 1906, Nr. 3 (Verlag von G. Fischer, Jena).“